



ES IST
SCHÖN,
KEINEN PLAN
ZU HABEN



DIE SCHUBLADEN VON U UND E PASSEN NICHT

Weder generell noch für ihn: Als »klassischer« Musiker ausgebildet, ist Stephan König jedoch vor allem als Jazzmusiker bekannt. – Ein Interview aus gegebenen Anlässen.

Herr König, wie sind Sie durch die Pandemie gekommen?

Stephan König: Ich stand im März 2020 vor einem wichtigen Konzert – und ausgerechnet das war das erste, das in Leipzig aus Pandemiegründen abgesagt wurde. Ich habe dann sehr viel komponiert und viele Sachen gemacht, zu denen ich sonst nie gekommen bin. Zum Beispiel habe ich mir alte Noten herausgenommen und geübt, worauf ich Lust hatte. So habe ich für mich einen positiven Weg gefunden, damit umzugehen. Dann kam leider eine schwere Erkrankung, mit der mein Leben noch einmal in eine völlig andere Richtung abgelenkt ist. Da ist die Pandemie fast unwichtig geworden, weil es für mich existenziell wichtiger war, wieder einen Weg ins Leben zu finden.

Nun sind Sie wieder zurück, auch im Kreis der Leipziger Jazzmusiker. Was beobachten Sie, wie es Ihren Kolleginnen und Kollegen nach drei Jahren Pandemie geht?

König: Ich habe nicht nur mit Jazzmusikern zu tun, sondern mit Musikern aus allen musikalischen Bereichen. Und da ist es ein großer Unterschied gewesen, ob jemand festangestellt oder freischaffend war. Manche sind in existenzielle Nöte geraten. Auch plötzlich keine Konzerte und keine Bühne mehr zu haben, ist für viele eine große Umstellung gewesen. Ein Musiker muss eigentlich auf der Bühne stehen, um das zu machen, wofür er lebt.

Sie gehören seit 1997 zum Vorstand der »Initiative Leipziger Jazzmusiker«. Hat Jazz in Leipzig seitdem an Präsenz und Publikum gewonnen?

König: Der Jazz in Leipzig befindet sich inzwischen auf einem sehr hohen Niveau, auch dank der Musikhochschule. Da kommen so einige Komponenten zusammen. Unser Verein, der sich übrigens vor einem halben Jahr in Leipzig Jazz e.V. umbenannt hat, kümmert sich zum Beispiel auch um angemessene Honorare für die Musiker. Es geht nicht nur darum, dass der Rahmen für die Konzerte stimmt – der Saal, die Bühne, die Instrumente, die Werbung und so weiter –, sondern auch die Bezahlung. Ich kenne ja beide Seiten, den »klassischen« und den Jazzsektor, und weiß daher gut, welche großen Unterschiede es immer noch gibt. Aber wir sind jetzt auf einem guten Weg. Die Jazzszene Leipzig blüht richtig auf und ist vielfältiger als je zuvor. Dazu tragen auch andere Akteure bei: der Jazzclub Leipzig etwa oder die Hochschule mit vielen bekannten Professoren. Von den vielen Studenten, die ihrerseits hierherkommen, bleiben etliche dann auch in Leipzig und bringen sich aktiv in die Jazzszene der Stadt ein.

Sie unterrichten seit 35 Jahren an der Leipziger Hochschule für Musik und Theater, an der Sie selbst studiert haben in den klassischen Fächern Klavier, Dirigieren und Komposition. Wehren Sie sich, wenn man Sie einfach einen Jazzmusiker nennt?

König: Ich mag diese Schubladen überhaupt nicht. Ich bin ein Musiker, und die Unterscheidung von U- und E-Musik ist für mich nicht relevant. Es gibt Unterhaltungsmusik auch innerhalb der sogenannten ernsten Musik – und umgedreht ebenso. Im Jazz wiederum gibt es ebenfalls eindeutige Konzertmusik. Da passen die Schubladen von U und E gar nicht. Ich mag auch die unterschiedliche Bewertung von komponierter und improvisierter Musik nicht. Das sind für mich zwei völlig gleichberechtigte Bereiche, auch von der Musikgeschichte her. Mozart hat die Kadenz in seinen Klavierkonzerten improvisiert. Es war bis in die Romantik hinein normal, dass viele Interpreten auch improvisiert haben. Heute gibt es die Improvisation fast nur noch im Jazz. Und deshalb bin ich überhaupt zum Jazz gekommen – weil ich dort improvisieren konnte; weil es für mich eine sehr wichtige musikalische Äußerung ist, den Ton genau in dem Moment zu erspüren und zu spielen. Das ist etwas anderes, als diesen Ton zu komponieren. Da sitzt man zu Hause und kann den noch zehnmals ändern. Aber bei der Improvisation muss er genau für den Moment, für den Auftrittsort und für die Zuhörer stimmen. Das ist eine Spannung, die ich total mag und die unglaubliche Sachen entstehen lässt, die in der Komposition nie zustande kommen würden. Die Direktheit der Improvisation ist für mich eine überaus wichtige musikalische Äußerungsform.

Gab es eine Initialzündung für Ihre Hinwendung zum Jazz?

König: Es hat schon auf der Spezialschule für Musik in Halle angefangen. Da war das Üben fest integriert in den täglichen Stundenplan, und das wurde auch kontrolliert. Ich hatte oft aber keine Lust, Czerny-Etüden zu üben, sondern habe dann einfach improvisiert. Irgendwann habe ich festgestellt, dass die Leute, die Jazz spielen, auch so etwas machen. Und dann habe ich mich mit denen langsam angefreundet und mit ihnen gemeinsam etwas entwickelt. Ich bin also über die Praxis und nicht über die Theorie zum Jazz gekommen. In der Ausbildung heute ist es meist andersherum. Das hat manchmal zur Folge, dass die eigene persönliche Äußerung hinter der gelernten Struktur zurückbleibt.

Wie sind Ihre Lehrer an der Hochschule mit Ihrem Faible umgegangen?

König: Da hatte ich in meinem Kompositionsprofessor Peter Herrmann einen, der offen dafür war. Wenn ich ihm etwas vorgelegt habe, wo auch mal C-Dur und Viervierteltakt vorkamen – was andere schon mit Unterhaltungsmusik gleichsetzten –, so war das für ihn interessant und durchaus legitim. Ich habe mich gefreut, in ihm jemanden gefunden zu haben, der eine solche Offenheit besaß. Denn da gab es nur wenige.

Im Beiheft zu Ihrer CD »12 Préludes für Klavier« schreiben Sie, U- und E-Musik seien inzwischen so tief voneinander getrennt, dass man leider schon Brücken brauche. Sie seien aber weniger an den Brücken interessiert, sondern am Weg durch das Tal. Wie sieht dieser Talweg aus?

König: Um zunächst auf die Brücken einzugehen: Damit meine ich, was heute oft als »Crossover« bezeichnet



wird. Jemand aus dem einen Bereich schaut quasi mal hinüber in den anderen – und geht dann wieder zurück. Das sind in meinen Augen Brückenschläge, aber keine wirklichen Begegnungen. Hinter dem zeitaufwendigen und sicher auch beschwerlicheren Weg durch das Tal steht für mich die musikalische Haltung, dem anderen Bereich mit Offenheit zu begegnen: Was können wir voneinander erfahren und worüber uns austauschen? Was kann etwa der Jazz von der Klassik erfahren, ohne dass man nur ein klassisches Thema nimmt und es in einem Swingstil spielt, wie es meist gemacht wird? Oder was kann die Klassik vom Jazz lernen? Ich denke da wieder an das Thema Improvisation, vor dem viele klassisch ausgebildete Musiker zurückschrecken. Oder an das Thema rhythmisch-metrische Gestaltung. Im klassischen Bereich wird die oftmals nur horizontal gedacht, im Sinne eines Verlaufs, eines Nacheinanders. Im Jazz dagegen wird eher vertikal gedacht. Da gibt es ein Raster von klei-

nen Werten in der Komposition, über denen ich mich bewegen kann, während ich sie als Puls und als Referenz immer in mir habe. Das ist ein völlig anderes Herangehen an rhythmisch-metrische Strukturen. Und das macht es so schwierig, wenn Jazz- und klassische Musiker zusammenspielen wollen. Es liegt an solchen grundlegenden Sachen, die anders empfunden werden. Und das kann man nicht lösen, wenn man nur mal kurz beieinander vorbeischaud. Da bedarf es des Weges durch das Tal.

Sie haben sich schon mehrfach mit Werken Johann Sebastian Bachs beschäftigt ...

König: Das ist ein interessantes Beispiel: Warum setzen sich so viele Jazzmusiker mit Bach auseinander? Ich bin ja bei weitem nicht der Einzige. Das ist genau diese Sache: Es gibt bei ihm zwar auch viel horizontal Gedachtes, aber daneben ebenso jene vertikal ausgerichtete Metrik. Viele Jazzmusiker hören das und denken: Das ist mir nah, damit kann ich etwas anfangen.



meinsamer Auftritt, ungeprobt, ohne Absprachen.« Wir haben eine Stunde lang gespielt, und es war wunderbar. Solcherart Ungeplantes ist es, was Inspiration bringt. Es ist ja auch schön, wenn man keinen Plan hat, der aufgehen muss, sondern wenn man offen sein kann für Neues und Unerwartetes.

Sie treten überwiegend als Pianist und Komponist in Erscheinung. Das Dirigieren spielt eine geringere Rolle, am ehesten mit dem LeipJAZZig-Orkester und dem Kammerorchester »Artentfaltung«, die Sie beide leiten. Bereuen Sie es, dass diese Facette Ihrer musikalischen Ausbildung etwas zu kurz gekommen ist in Ihrem Leben?

König: Nein, ich habe schöne Projekte im Bereich Dirigieren gehabt und gerade jetzt wieder mit dem Leipziger Synchronieorchester. Da merke ich einerseits, wie wichtig mir auch das ist, und andererseits, was mir dabei fehlt – und das ist: den Ton selbst in der Hand zu haben.

Den Ton selbst in der Hand haben Sie, wenn Sie Klavier spielen. Auf Ihrer Repertoireliste stehen neben Jazzkompositionen auch etliche klassische Konzerte. Kommen Sie überhaupt dazu, auch diese zu spielen?

König: Ich schaffe mir da schon meine Räume, wo ich das auch auf der Bühne präsentieren kann. In der Corona-Zeit habe ich ein Stück geübt, das mich schon immer interessiert hat, was ich aber noch nie auf der Bühne spielen konnte. Und zwar ist das Ravels G-Dur-Klavierkonzert. Das ist mir musikalisch sehr nahe und auch nicht weit vom Jazz entfernt. Auch habe ich jetzt ein neues Soloprogramm mit Klaviermusik von Gershwin. Das ist für mich eigentlich kein Jazz, weil nicht improvisiert wird. Für mich sind das klassische Kompositionen. Wenn ich die dann spiele, entspricht das sozusagen meiner Herkunft aus der Klassik.

»Einsamkeit, o stilles Wesen« lautet der Titel einer Kantate aus der Bach-Zeit. Das Programm, das Sie im Juni gemeinsam mit Rebekka Bakken und dem Gewandhaus-Kinderchor im Gewandhaus präsentieren, heißt »Oh, stille Einsamkeit«. Was aber sicher nichts mit Bach und seiner Zeit zu tun hat, oder?

König: Wir werden zwar einen großen musikalischen Bogen schlagen, aber nicht bis zu Bach. Der Titel des Abends hat eher mit dem skandinavischen Lebensgefühl zu tun. Dort ist es vielerorts nicht so hektisch wie bei uns, sondern es gibt in den weiten Landschaften viel Ruhe und Einsamkeit. Wobei diese gar nicht negativ besetzt sein muss. Wenn man dort ein paar Tage allein unterwegs ist, begegnet man der Natur und damit auch sich selbst ganz anders. Und das kann man auch in der Musik, die von dort kommt, wiederfinden. Etwa bei Grieg oder Sibelius, aber auch in den skandinavischen Chorwerken und in der Musik von Rebekka Bakken.

In der gleichen Besetzung – mit der Sängerin, dem Kinderchor und Ihrem Trio – gab es im Juni 2019 das Konzert »Nordlichter«

im Gewandhaus. Was wird diesmal anders sein?

König: Wir haben zum einen neue Stücke gefunden, die sich noch besser eignen für diese Zusammenarbeit. Und zum anderen möchte ich diesmal den Gewandhaus-Kinderchor in die Improvisation einbeziehen. Da bin ich sehr gespannt, wie das funktionieren wird.

Sie können in Kürze 60. Geburtstag feiern. Wie schauen Sie auf den Weg zurück, den Sie bisher gegangen sind?

König: Eigentlich habe ich keinen Plan gehabt. Ich hatte nie vor, nach dem Studium an irgendeinem Haus ein festes Engagement einzugehen und mich dann von Stelle zu Stelle im Sinne einer Karriere »hochzuarbeiten«. Ich habe immer die Offenheit behalten, andere Musiker zu treffen und mich von ihnen zu neuen Projekten und neuen Kompositionen inspirieren zu lassen. Es ist auch nie so gewesen, dass ich Jahre im Voraus geplant habe, dies und jenes zu tun. Zum Beispiel habe ich jetzt ein Konzert mit dem Berliner Cellisten Stephan Braun gespielt. Es war ein sogenanntes Blind Date unter dem Motto: »Erster ge-

Bach Partiten

Cembalo David Shemer

Die jüngste Komposition, die auf Ihrer Webseite verzeichnet ist, trägt die Opusnummer 222. Fühlen Sie sich als Komponist genügend wahrgenommen?

König: Da ergeht es mir so ähnlich wie als Musiker insgesamt, dass ich mit meinen Kompositionen nicht in Schubladen passe. Einige Komponisten aus dem klassischen Bereich sagen zu meinen Kompositionen, das sei Unterhaltungsmusik. Und einige Jazzmusiker sagen, das sei eher klassisch-zeitgenössische Musik. Das ist genau der Zwischenspalt, in dem ich mich zwar wohlfühle und den ich auch so haben will. Aber deshalb passen meine Stücke nur in wenige Konzertreihen oder Festivals und führe ich die meisten von ihnen selbst auf, in Leipzig und auf Konzertreisen.

Ihre erste Konzertreise hat Sie 1979 in die Sowjetunion geführt. Da waren Sie noch auf der Spezialmusikschule, aber bereits als Solist unterwegs?

König: Das weiß ich noch wie heute: Da habe ich die »Rhapsody in Blue« gespielt mit dem FDJ-Sinfonieorchester. Es war ein tolles Erlebnis, mit so einem Stück zu debütieren und dann auch noch auf Reise zu gehen. Es ist dadurch zu einem der wichtigsten Stücke in meinem Leben geworden. Ich erinnere mich noch an die Diskussionen, ob man im FDJ-Hemd auftreten sollte oder nicht. Das war mir so fremd, weil ich mich mit der Musik, meinem Part und dem Zusammenspiel mit dem Orchester beschäftigen und nicht darüber nachdenken wollte, was ich da anhabe. Es war mir ja am Ende egal. Ich wollte Musik machen.

Hat sich diese Haltung geändert? Befassen Sie sich heute mehr mit Politik?

König: Im Moment eher nicht, weil ich durch Corona und meine Krankheit so viel mit mir selbst zu tun hatte, dass ich gar keine Energie dafür aufbringen konnte, mich mit solchen Themen zu

beschäftigen. Wenn man da wirklich eine Meinung haben will, muss man sich gut informieren.

Wir sprachen eingangs darüber, wie es den Jazzmusikern und dem Jazz in Leipzig geht. Wie zufrieden sind Sie mit den Spielstätten, die der Jazz inzwischen in Leipzig hat?

König: Die Situation hat sich auf alle Fälle verbessert. Aber es fehlt immer noch an adäquaten Räumen für den konzertanten Jazz. Für große Jazzbesetzungen gibt es nicht so viele Möglichkeiten. Es wäre schön, gäbe es da mehr Kooperationen mit dem Gewandhaus und den anderen städtischen Kulturhäusern, auch außerhalb der Leipziger Jazztage. Und eben nicht nur für ausländische Acts, sondern auch für die Leipziger Szene.

Wenn Sie sich zu Ihrem 60. Geburtstag einen Wunsch erfüllen lassen dürften von der Stadt Leipzig, deren Musikleben Sie seit Jahrzehnten aktiv mitgestalten, wie würde der lauten?

König: Dann würde ich mir ein Konzert zu meinem Geburtstag wünschen. Und zwar eines, wo ich langjährige musikalische Partner auf der Bühne hätte, mit denen ich in verschiedensten Konstellationen spielen könnte. Aber vielleicht muss ich mir diesen Wunsch selbst erfüllen.

Interview: Claudius Böhm

Konzerttipps

23. Juni, 19 Uhr, Gewandhaus:

»O tysta ensamhet – Oh, stille Einsamkeit«, Konzert mit Rebekka Bakken, dem Stephan-König-Trio und dem Gewandhaus-Kinderchor unter Leitung von Frank-Steffen Elster.

1. Juli, 17 Uhr, Marienkirche Rötha:

»Hommage á George Gershwin zum 125. Geburtstag« mit Stephan König am Klavier.



VKJK 2305

Der israelische Cembalist David Shemer, eine der führenden Persönlichkeiten in der Alte-Musik-Szene seines Landes, hat in der Christ Church in Jerusalem eine Komplettaufnahme der Partiten BWV 825 – 830 von Johann Sebastian Bach eingespielt, die nun als Doppel-CD bei querstand erschienen ist.

querstand

Das Klassiklabel
der Verlagsgruppe Kamprad

Theo-Neubauer-Straße 7
04600 Altenburg
Tel. 03447 375610
www.vkjk.de